



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Genossenschaftliche Erziehung als Grundlage zum Neubau des Volkstums und des Menschentums

Natorp, Paul

Berlin, 1920

Einleitung.

urn:nbn:de:hbz:466:1-35829

Einleitung.

Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren (er hat sich auch in der Reichsschulkonferenz stark aufgedrängt), als sei man sich in den Kreisen derer, die als Führer des Volkes angesehen sein wollen, nicht hinreichend klar über die Stimmung, in der unser Volk in seiner großen Masse, und in der die fremden, heute mehr denn je fremden Völker, die jede innere Bewegung in unserm Vaterlande mit gespannter Aufmerksamkeit begleiten, jetzt auf die Gestaltung unseres Schul- und Bildungswesens, und daher auch auf unsere Konferenz, das erste große Bildungsparlament, blicken. Diese Stimmung ist keineswegs freundlich vertrauend, sondern überaus kritisch. Es scheint, als sei man sich draußen klarer als bei uns — es ist wohl leichter für den Draußenstehenden sich darüber klar zu werden und, nachdem man es geworden ist, sich darüber auszusprechen —, daß ein wirtschaftlicher und politischer Zusammenbruch, wie wir ihn jetzt erfahren und noch bitterer zu schmecken bekommen werden, den seelisch-geistigen voraussetzt und also beweist. Wäre das wahr — und es ist sicher etwas, vielleicht recht viel davon wahr — wäre es so, und müßten wir erst von den Anderen, durch harte Worte und härtere Taten, darüber belehrt werden: das wäre das Traurigste, es wäre das Siegel unter unser Todesurteil.

Wir stehen vor einer unsäglichen inneren, mehr noch als äußeren Not, einer Not, der nichts gewachsen ist als ein gänzlicher Neuaufbau unseres Volkstums, unseres Menschentums. Aber die meisten von uns scheinen darüber immer noch in einer seltsamen Täuschung zu leben. Sie begreift sich nur daraus, daß wir, schon lange und doch immer noch, vom Kapital zehren. Aber wie lange noch? Verkennt man das weiter so wie bisher, dann erst recht müssen wir zurück

bis auf den Grund, um ganz vom Grunde aus neu zu bauen — gesetzt daß es dann überhaupt noch möglich sein wird. Besser doch, man besinnt sich zeitig auf den echten Lebensgrund. Leben, das Leben eines Volkes wie das deutsche, läßt sich wohl nicht ganz erdrücken, aber es läßt sich tief herabdrücken unter die freie Höhe, zu der es gestrebt hat und zu streben nie müde werden kann.

Da aber ist es nun doch eine bedenkliche Erscheinung, die uns überall entgegentritt, daß man fast allgemein nur nach den alten Rezepten fortarbeiten will. Es ist im Grunde der gleiche Irrtum im Geistigen wie in der Wirtschaft und der Politik. Man verfährt so und trifft Maßnahmen, als sei eigentlich alles noch da, reichlich sogar, und man habe nur darum zu sorgen, daß auch jeder sein Teil davon mitbekommt. Also was tun? Macht man's grob, so putscht man, oder stürmt die Häuser der Reichen. Die haben's ja. Doch braucht es nicht rohe äußere Ausraubung zu sein, es gibt feinere Wege, kaum merkliche, mit denen man weit sicherer dasselbe erreicht. Das grobe Plündern hat nur das voraus, daß es über die Absicht keinen Zweifel läßt. Aber — mancher ist bereits dahinter gekommen, und bald werden's alle wissen: Was es da zu plündern gibt, ist nichts als, was das Wort besagt: Plunder; ein gewaltiger Haufen wertloses Papier, aufgestapelte Herrlichkeiten, morgen vertan. Gut, so geht man ein Haus weiter. Aber um so baldier wird der Punkt erreicht sein, wo es weiter nichts zu plündern gibt. So ist es, fürchte ich, auch mit den Schätzen des Geistes bewandt. Man meint, sie sind doch da, in unerschöpflichem Reichtum, sorglich gehütet von den bisher allein Besitzenden, den Reichen an Geist, den „Höheren“, den „Oberen“. Gut, also die Leitern herbei und angelegt zum „Aufstieg“ ins obere Stockwerk, dann haben wir, wonach wir begehren! Ich fürchte man wird dieselbe bittere Enttäuschung erleben wie im anderen Fall: die Schätze, die man zu erraffen meinte, sind eben auch — Plunder; auch ein Haufen Papier — welcher Haufen! Und doch wie bald in Rauch aufgegangen, wenn

erst einmal die Brandfackel der rücksichtslosen Kritik vom Standpunkt des echten Bedürfnisses da hineinschlägt. Wir zehren auch da vom Kapital — wie lange noch? Das empfinden, scheint, die wenigsten von uns „Geistigen“, wie ernstlich bedroht heute das ist, was sie als unantastbares Gut anzusehen sich gewöhnt haben.

Was allein da helfen kann — im Wirtschaftlichen, im Politischen ist es, im Grundsatz wenigstens, leicht gesagt: neuschaffende Arbeit, ganz von unten auf; Arbeit, deren man froh wird, weil sie unzerstörliche Werte schafft, weil sie das Schaffen selbst, weil sie sich selbst immer neu, mit einem Wort, weil sie Leben schafft. Nicht anders im Geistigen; wenn da überhaupt zu scheiden ist, denn alles Schaffen auch wirtschaftlicher, auch politischer Werte ist geistig, und kein geistiges Schaffen kann gesund sein, das nicht aus dem fruchtbaren Nährboden gesunder Wirtschaft, gesunden Staatslebens hervorst wächst.

Also zurück mit der Geistigkeit auf diesen einzig gesunden Urgrund! Anders ist für sie und fürs Ganze kein Heil. Kunst, Wissenschaft, Religion selbst, wenn sie sich darauf nicht besinnt, gehört — ins Kloster? Nein, auch das Kloster dient dem Leben! Sondern (wie es gesagt wurde) auf den Mond (nicht bloß die Philologie). Weit weit vielmehr muß sie sich öffnen dem Verlangen aller, die Leben aufbauen wollen. Sonst richtet sie sich selbst, schaltet sich aus dem Leben aus, und darf sich dann nicht wundern, wenn das Leben über sie hinwegschreitet.

Aber, das ist nun die bedenkliche Tatsache: Unser Volk hat die schaffende Arbeit, allem Anschein nach, verlernt. Man hat verstanden, sie ihm gründlich zu verleiden. Wohl schon mancher hat die gleiche Rede vernommen, die ich neulich auf einer Eisenbahnfahrt zu hören bekam, als das Gespräch sich wieder einmal entspann über das so zeitgemäße Thema, daß doch wir Geistigen auch arbeiten, mehr vielleicht, angestrongter, opferbereiter als die Handarbeiter, die uns für Tagediebe ansehen. „Tut's, wenn's euch Spaß

macht!“ scholl es da, in bitterem Ton, aus einer Ecke, von einem bis dahin stumm und finster dabei sitzenden Manne der schwieligen Faust. — Tut's, wenn's euch Spaß macht! Wie oft habe ich das seither wieder vernommen, wenn nicht im ausgesprochenen Wort, dann in trotziger Miene, in verächtlichem Schweigen. Woher kommt das? Hat das deutsche Volk, das sonst so gern, so treu arbeitende, alle Arbeitsfreude verlernt?

Wem fielen nicht Hölderlin ein: „... und viel arbeiten die Wilden mit gewaltigem Arm, doch immer und immer unfruchtbar wie die Furien bleibt die Mühe der Armen!“ Unfruchtbar wie die Furien: so empfindet unser Volk seine Arbeit, so die Arbeit der Schule an ihm und seine Arbeit in ihr. Fast unbegreiflich, wie das am wenigsten gerade die zu merken scheinen, die es am nächsten angeht, die es täglich, stündlich verspüren müßten.

Ich weiß Eltern, denen ihr Kind vor dem Krieg ins Ausland, in das heute noch feindliche Ausland verschlagen wurde, und jetzt von dort den Eltern schreibt (was sie vordem so nicht gewußt hatten): wie, als es in Deutschland die Schule besuchen mußte, jeder Tag, jede Stunde ihm zur Qual, die ganze Jugend vergällt worden ist; jetzt aber, wo es bald selbst die eigenen Kinder zur Schule gehen lassen wird, freut es sich in einem Lande zu leben, wo Kinder ihre Schule lieben. Das schreibt, aus Feindesland, den deutschen Eltern dasselbe Kind, dem das Herz blutet, daß es nicht daheim mit den Eltern leiden darf. Man mag denken, das sei nur ein einzelner Fall, es sei vielleicht ein besonderes Kind gewesen, überzart angelegt, oder verzärtelt. Aber nein, hundertfach vernehmen wir — der akademische Lehrer hat, wenn er das Vertrauen der Jugend genießt, reichlich Gelegenheit dazu — dieselbe Klage gerade von den besten. Gewiß gibt es Ausnahmen. Dieselben, die so klagen, unterlassen fast nie hinzuzusetzen: Einzelnen danken wir wohl etwas, vielleicht viel. Aber immer tönt es doch durch: das sind seltne, allzu seltne Ausnahmen, die nur die traurige Regel bestätigen.

Direktor Goldbeck hat auf der Schulkonferenz (eindringlicher noch einige Wochen früher bei der Tagung der Kantgesellschaft in Halle) die Hörenden ergriffen durch Mitteilungen über das edle Verhältnis zwischen ihm und der Jugend. Aber auch da klang es, wenn auch unausgesprochen, doch vernehmlich durch, wie selten das leider ist.

Aber es handelt sich nicht um dies Eine allein, das die Schule allerdings besonders nahe angeht, das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer. Die Stimmung ist gleich kritisch, unten wie oben, oben wie unten, gegen unsre Schule überhaupt, nicht die Oberschule allein, auch die Volksschule, auch die Hochschule. Sie ist die gleiche gegen die Kirche, die Literatur, Tagesliteratur wie höhere, gegen die Kunst, die Wissenschaft, die Justiz, gegen alles, was geistig führend sein möchte und ehemals gewesen ist. Das muß doch Gründe haben. Ich mag mich darüber hier nicht verbreiten. Ich klage keinen an, aber über die traurige Tatsache darf nicht länger hinweggeschwiegen werden: Es ist so, das Volk in seiner großen Masse behilft sich lieber, bei aller inneren Unbefriedigung, mit der kümmerlichsten Ersatzware — oder schreit, schreit aus gequälter Seele —, als daß es unsre freigebig angebotenen Gaben sich auch nur aufdringen ließe, geschweige darnach Verlangen trüge. Man spricht oft, im Hinblick auf unsre „Jugendbewegung“, von „Chaos“. Ja, hier ist Chaos. Die schöne Welt, sie ist zerschlagen, sie ist nicht mehr, und, wenn sich nicht bald die Schöpferkraft beweist, aus dem Chaos wieder den Kosmos hervorzurufen, dann ist er dahin auf immer.

Müssen wir also verzweifeln an unserm Volk, am „Abendland“ überhaupt, und gar an der Menschheit? Nein, es gilt mit einem entschlossenen „Und dennoch!“ uns der Verzweiflung zu entrafen. Das ist der kategorische Imperativ der Erziehung: „Du mußt glauben, du mußt wagen, denn die Götter leihn kein Pfand.“ Glauben, und alles wagen, an Leben und nicht an Tod. Alles Erziehenwollen wird sinnlos ohne diesen felsenhaften Glauben, der vielmehr Ge-

wißheit aus innerstem Seelengrund ist: Es ist da, es liegt nur tief vergraben, es schlummert nur, es windet sich in qualvollen Träumen, macht sich Luft in gellen Schreien. Ein schwacher Nachhall solcher Schreie drang auch in die hochgesittete Konferenz. Ich fühle mich nicht berufen Zensur zu üben an der Haltung, die manche dazu einnahmen. Nur eine Bemerkung vermag ich nicht zu unterdrücken: Wenn ich sehe, daß ein Fieberkranker sich auf seinem Lager herumwirft, sich vielleicht garstig entblößt, mißtönige Laute von sich gibt, und es steht einer dabei, der kann nichts als dazu lachen, oder die Hände ringen über das, was man da sehen und hören muß, dann sage ich mir: das muß jedenfalls kein Arzt sein für solche Kranke. Aber sie wollen doch alle solche Ärzte sein!

So liegen die Dinge — und da kommt man uns, immer und immer wieder, mit der Berufung auf das — bewährte Alte! — Das höre ich nun seit fünfzig Jahren. — Immerhin, wer das so lange schon gehört hat, spürt doch einen merklichen Unterschied des Tons. Man gibt Versicherungen über Versicherungen, macht Zugeständnisse über Zugeständnisse, sucht nach Stützen und Krücken. Damit gesteht man stillschweigend ein: es muß wohl etwas wacklig geworden sein.

Ich spüre in mir keinen leisesten Trieb zum Umstürzen. Neben allem, was mich persönlich dazu untauglich macht, lehrt mich meine Philosophie: Was in sich haltlos ist, fällt jedenfalls, man braucht es nicht erst zu stürzen, es stürzt in sich selbst zusammen. Mir fehlt ebenso jeder Trieb und jede innere Möglichkeit zu einem fieberhaften Neubauen; mir sagt meine Philosophie: Wo keimkräftige Triebe vorhanden sind, da werden sie keimen und wachsen trotz allem; sind sie aber nicht da, dann ist doch alles vergebens; machen läßt sich das nicht. Nur Raum schaffen, Freiheit geben, darauf kommt es an, dazu setze ich gern das bißchen Wirkungskraft ein, über das ich vielleicht verfüge. Achtung, ja Ehrfurcht vor dem Chaos; Ehrfurcht (ich knüpfe hier an ein Wort an, das auf der Konferenz gefallen ist) vor dem Em-

bryo, vor der eignen Keimkraft dessen, was zum Leben drängt. Es sei die umgekehrte Welt, meinte einer (den ich sehr hochachte), wenn die Alten von den Jungen, die Jungen von den Jugendlichen, die von den Knaben, der Knabe vom Kind, das Kind vom Säugling, der Säugling vom Embryo lernen sollte, denn so sei es erst folgerichtig. Ich nehme das Wort auf, ganz bis zur letzten Konsequenz. Genau so ist es: die urlebendige Keimkraft, die gottseidank nicht umzubringen ist, sie allein kann uns retten, genau auf die müssen wir zurück, und in der Tat von ihr lernen, das Einzige, das Dringlichste, was es für die Erziehung zu lernen gibt: die Unbefangenheit freien eigenen Wachsens. Ein Harnack bekannte sich zu der Definition der „Bildung“, daß sie sei der „Weg zur Naivität“. Das weist uns zurück auf das vielleicht tiefste Wort, das dem Erzieher gesagt ist: Daß wir werden müssen wie die Kinder, dann, nur dann werde das Himmelreich unser sein. Kindlichkeit, das ist alles, was wir brauchen; die aber lernen wir, wenn wir noch zu lernen fähig sind, von dem, das sich wie keiner sonst darauf versteht: vom Kinde.

Statt dessen hörte man es auf der Konferenz wie aus feindlichen Lagern schallen: Hie Theorie, hie Praxis! Wir haben hier nicht Theorie zu treiben, sondern praktische Fragen praktisch zu lösen, sagten die Einen. Das kommt mir vor, wie wenn einer sagte: Ich will meinen Arm rühren, aber nicht meinen Kopf. Als ob je der Arm sich anders rührte, als der Kopf ihn sich rühren heißt! Von der anderen Seite aber wurde dann die Schule der Theorie gegen, und natürlich über die der Praxis gestellt. Das mutet mich an, als spräche man von Schulen für Menschen mit Köpfen ohne Hände, und anderen für solche mit Händen ohne Köpfe. Kopf und Hand, Theorie und Praxis gehören doch wohl untrennbar zusammen, muß das immer noch gesagt werden? Aber auch was Kopf und Hand, Hand und Kopf vereint leisten, ist zuletzt Maschinenwerk. Es beherrscht die Mittel, die ganze Welt der Mittel, aber bestimmt zuletzt nicht den Zweck. Es bereitet den Boden, schärft das Werkzeug, um

dem werdenden Pflänzchen Luft und Licht in der rechten Weise zuzuführen, aber zuletzt kommt es auf etwas an, das beide auch vereint nicht zuwege bringen: auf die Keimkraft des Samens. Der braucht freilich geeigneten Boden und braucht vielleicht auch die Hilfe des Werkzeugs, um sich gerade hier und jetzt auf die gewünschte Weise am reichsten und fruchtbringendsten zu entfalten. Aber das alles betrifft nur die Mittel und die Mittel zu den Mitteln, es ist und bleibt mittelbar, vermittelnd. Wir müssen von beiden zurück auf den Grund der allein schöpferischen Unmittelbarkeit, anders hilft nichts. Darum bin ich gegen alle Über-tätigkeit, die es am Ende doch nicht „tut“. Nicht tun, sondern sein, das ist, worauf es ankommt. „Da, wo du bist, sei alles, immer kindlich, so bist du alles, bist unüberwindlich.“ Das ist, was wir vom Kinde lernen müssen, und das Kind in uns selbst dazu erwecken, dann werden wir wieder fähig werden, das Kind zu lenken, wie es allein gelenkt werden kann: kindlich.

Solche Kinder, und sei's mit weißem Haar, leben noch unter uns, ich denke an einen besonders¹⁾, der mit ganz Pestalozzischem Wagemut, schon ein Siebziger, sich soeben rüstet zu einem neuen Probeversuch mit der so sehr neuen, nämlich uneingeschränkt kindlichen Bildungsweise des Kindes, und sich durch keine noch so hohe Wahrscheinlichkeit des Mißlingens darin irremachen läßt. Ich weiß aber, daß gerade in unserer Jugend dieser Drang jetzt lebendig geworden ist in einem erstaunlichen Grade. Das hatte schon vor dem Krieg begonnen, es ist durch seine furchtbaren Eindrücke und die noch ernsteren der nachfolgenden Jahre noch sehr gesteigert worden, es sproßt jetzt aus dem scheinbar verdorrten Boden überall hervor. Ja, recht eigentlich aus dem Boden: „Erde“ lautet das Schlagwort. Es handelt sich um Siedelungen, kleinsten Maßstabes. Ich höre von Zeit zu Zeit davon, denn da diese Jugend zu mir einiges Vertrauen hat,

¹⁾ Langermann.

so kommt sie zu mir. Jedesmal wieder ergreift mich schon der Blick des Auges und gibt mir die unmittelbare Gewißheit: Hier ist etwas und „tut“ nicht nur. Und wenn ich dann höre, wie man es angreift, wie man der immer neuen Schwierigkeiten mehr und mehr Herr wird, oft Fragen, über die wir uns am Studiertisch die Köpfe zerbrachen, auf die gradeste Weise glatt löst, dann fasse ich Vertrauen: hier wird etwas, denn hier arbeiten Kopf und Arm aus innerstem Kern einer Wuchskraft, die tiefer gegründet ist als beide. Das hängt sich nicht an die große Glocke, das wirbt nicht, „organisiert“ nicht. Äußere Einrichtung und Einfügung muß ja auch sein; auch das macht man, soweit es nötig ist. Die Behörden, im Siedlungswesen, wo sie es recht machen, haben es eher von solchen gelernt, vordem, als Assessoren u. dgl., wußten sie es nicht. Solche junge Siedler wissen dann auch ihrer Umgebung, den Bauernschaften, sich trefflich anzugliedern, sich zu verständigen, wohlthätig auf sie zurückzuwirken. Das sind Dinge, die wenig bekannt sind, sie wollen es gar nicht sein, sie scheuen die Öffentlichkeit, die täppische Hand verallgemeinernder sich so nennender „Organisation“, die in Wahrheit nur plumpe Mechanisierung ist. Es gehört zu den ernstesten Forderungen heutiger Erziehungspolitik, daß man solche Probeversuche in keiner Weise beengt oder gar unmöglich macht, eher ermutigt. Seien sie noch so spärlich (es mögen heute nicht 1000, vielleicht kaum 100 junge Menschen diesen Weg mit aufweisbarem Erfolg schon betreten haben) — aber ich halte sie fast für die einzige, jedenfalls für eine der sichersten Hoffnungen für die geforderte gänzliche Neugründung der Erziehung, und mit ihr der wirtschaftlichen, der staatlichen Ordnungen auf dem allein tragfähigen Grunde der Genossenschaft schaffender Arbeit. Das hat noch mit unsäglichen Schwierigkeiten zu ringen, fast alles ist ja dagegen verschworen; um so mehr bedarf es des sicheren Schutzes, denn hier ist zartestes keimendes Leben — ein Embryo der Zukunft.

Nahe liegt ja der Einwand, den man stets wieder ver-

nimmt: dazu gehören ganz besondere, seltene Fähigkeiten, dazu gehört — Genie! Ganz recht, das ist Genie. Aber was heißt das eigentlich? Das ist mir kürzlich sehr deutlich geworden an einem Manne, den ich als einen der echtsten Künstler in unserer an solcher Echtheit armen Zeit schätze. Bei dem beklagten sich die Schüler, er mache es ihnen auch gar zu schwer, er verlange ja, daß sie ganz wieder von vorn anfangen sollen. „Ja, fangt ihr denn nicht jeden Tag ganz wieder von vorn an?“ lautete die ganz schlichte gegebene Antwort. Wer es aber erfahren hat, wie dieser Mann Tag um Tag in seiner Kunst sich übt, wie er da buchstäblich stets wieder vom Elementarsten beginnt, vom einfachen Aufsetzen des Fingers auf die Taste, um den einzelnen Ton recht zum Tönen zu bringen, der erkennt, daß jene Antwort nicht bloß eine glückliche Eingebung des Augenblicks, sondern der zusammengefaßte Ausdruck seiner Lebensarbeit und Künstlererfahrung war. So stets wieder ganz von vorn an geübt, tritt dann ein solcher Künstler abends auf und spielt seinen Beethoven oder was es sonst sei, daß man sich an den Kopf greift und fragt, woher kommt das, und meint, es könne nur eine Art Eingebung von oben sein — und doch ist es das Ergebnis eines gewissenhaft stets aufs Elementarste zurückgreifenden Studiums; eines Studiums freilich, das alle noch so hochgetriebene Technik, alles was Intelligenz und Wille erzwingen, schlechterdings unterordnet der reinen Hingabe an den letzten, einfachsten Grund, aus dem alles lebendig hervorwachsen muß, wenn es echt sein soll. So verstehe ich es, daß Bildung der Weg zur Naivität sei. Nichts als das ist eben, was man „Genie“ nennt. Das aber müßte doch jeder können. Es gehört dazu nichts als, um das gute deutsche Wort zu brauchen: Glauben. Oder heiße es Ernst, der rückhaltlose Ernst des Kindes. So aber darf man getrost glauben an das „Volk von Genies“, wie einer gesagt hat; d. h. glauben an — den Glauben.

Damit ist der Erziehung der Weg gewiesen. Die echten Pestalozziseelen, die es stets gegeben hat und auch heute

noch gibt, treffen das von selbst und bauen von diesem letzten Grunde aus. Das hat sich bewährt an Schwachsinnigen, an Fürsorgezöglingen, an Verbrechern, an Irren. Ich lasse mich nicht abbringen von dem einfachen Schluß, das müsse doch wohl auch an den Gesunden möglich sein.

Aber welcher Weg führt denn dahin? wird man, nun schon fast ungeduldig, fragen. — Ich meine, es sei schon gesagt: einzig die Genossenschaft unmittelbarer Arbeit. Einzig auf diesem Grunde ist von jeher gesunde Erziehung erwachsen, stets Hand in Hand mit gesunder Wirtschaft, gesundem politischen Aufbau. Nur auf diesem Boden löst sich, einfach und vollständig, das schwerste Problem der Erziehung, wie der Wirtschaft und des Staates: das Problem des Führertums. Ein Vertrauensverhältnis des Führenden und Geführten, freiwillige Gefolgschaft, erwächst allein aus der Unmittelbarkeit brüderlichen Zusammenarbeitens. Ein Volk ist nur, wo das ist: von der Gefolgschaft ist das Volk benannt. Man redet von Volksschule. Oft schon habe ich mich gefragt: Sind wir denn ein Volk? Sind wir es aber nicht, wie könnten wir eine Schule haben, die wahrhaft die Schule des Volkes wäre! Es ist offenbar, sie kann heute bestenfalls nur sein die Schule zum Volk. Oder man redet von Einheitsschule. Wo aber — weiß Gott — keine Einheit ist, wie kann es da eine Einheitsschule geben, es sei denn, als Schule zur Einheit! An der fehlt es ja so von Grund aus, daß sie nur eben ganz vom Grunde aus täglich neu geschaffen werden kann. Dieser Grund aber, es ist kein anderer als der der Genossenschaft der Arbeit.

Das setzt freilich sehr viel voraus. Es setzt voraus den Abbau eines sehr großen Teiles unserer Industrie, unseres Handels und Verkehrs, unserer ganzen groß- und industriestädtischen sich so nennenden „Kultur“, die wir heute schwerer als je, bis zum kaum mehr Erträglichen empfinden als schreiendste Unkultur. Nie hat sich das mir so aufgedrängt wie diesmal, wenn ich wieder durch die Steinwüste pilgerte, die sich Berlin nennt. Ich empfand: Ich könnte

da nicht leben, es wäre denn (wenn ich jünger wäre) als Fabrikarbeiter. Doch brauche ich davon erst zu reden? Schreien nicht die Steine? Abbauen! Abbauen!

Aber dagegen empört sich alles. Man rechnet uns vor: „Wir brauchen“ — 50% oder wieviel — Lohnarbeiter u.s.f. Wir brauchen? Wer braucht? — Die Gesellschaft! — Hoffentlich eine Gesellschaft, die die 50 (oder wieviel) Prozent Lohnarbeiter einschließt — wirklich dauernd als „Lohnarbeiter“, als — Proletariat? Das ist ein für allemal dahin und kann und darf nicht wiederkehren, dieser Begriff muß weg, daran hilft uns nichts vorbei. Es muß ermöglicht werden, und es ist an sich durchaus möglich, die Arbeit, nicht zu erhalten, aber auf neuem Boden so zu gründen, daß sie mit Freuden, ihrer selbst wegen, getan wird. Es gibt keine noch so unmenschlich scheinende Arbeit, die nicht an sich der Vermenschlichung fähig wäre. Die Fachleute der Industrie sollten nichts so ernstlich und gründlich heute studieren, als wie das zu erreichen ist. Man sollte Probefabriken eigens dazu gründen. Es genügt nicht die Einsicht zu schulen, daß z. B. die Arbeit gesellschaftlich notwendig ist; oder nur den Willen zu üben, die Lust der Bewältigung des Schwierigsten zu wecken und zu stählen. Auf den gesunden Rhythmus des Arbeitens kommt es an, der aber fließt nur aus einer solchen Gestaltung des ganzen Lebens der Zusammenarbeitenden, in das die Arbeit sich, fördernd für den Arbeitenden selbst, natürlich einfügt. Eine Arbeit, die dessen durchaus unfähig wäre, darf es gar nicht geben, oder sie müßte als ein Opfer angesehen werden, das nur freiwillig gebracht wird, nicht um klingenden Lohn und äußere Genießungen, sondern um die Achtung vor sich selbst und den Dank derer, für die sie getan wird, so wie die Opfertat des Freiwilligen im Feld. Wo nicht Brüderschaft innerlich gegründet ist, die auch solches Opfers wert und darum fähig ist, da darf es nicht sein. Es darf einer sich opfern, aber keiner geopfert werden. Aber wie himmelweit sind wir davon heute entfernt!

Unendlich viel wäre darüber zu sagen. Es bleibe ungesagt, denn es bleibt wirklich ungesagt dem, der es sich nicht selbst sagt. Es sagt es sich selbst aber nur — höchster Geist. Geist und Arbeit, Arbeit und Geist (auf diesen Kehrreim muß ich immer zurückkommen), die zwei müssen sich zusammenfinden, anders ist kein Heil. Es gibt in der Tat keine Arbeit, die nicht an sich geistig, also der Vergeistigung fähig — und keinen Geist, der so geistig wäre, daß er nicht stets sich, Antäus gleich, zu stärken nötig hätte aus dem gesunden Erdgrunde der unmittelbaren Arbeit.

Hier scheuen nun viele zurück vor dem Gespenst eines einseitigen „Realismus“. Wo bleibt das „Ideale“, wo die eigentlich „humane“ Kultur, die oberhalb all der rohen Materialität der äußeren Arbeit schwebt? Wo bleibt unsere hochentwickelte sprachliche, unsere historische Bildung, wo Kunst, wo Religion?

Sei denn ein kurzes Wort auch darüber nicht gespart. Nicht vor Überschätzung dieser Bildungsstücke ist zu warnen, sie können gar nicht überschätzt werden. Was zuerst die Sprache betrifft, so teile ich ganz und gar nicht die Auffassung, die manche heute verfechten, als sei sie nichts als ein Apparat zur äußeren Übertragung von einer zur anderen Stelle, etwas wie elektrische Leitung, Funkspruch, mit einem Wort, Apparat. Dazu wird sie freilich unentrinnbar, wenn unter einer allgemeinen Schwächung des Lebens, wie der, unter der heute alles darniederliegt, eben auch sie der ursprünglichen Lebenswärme so gut wie ganz verlustig geht. Aber das muß nicht sein und darf, wenn es leider jetzt so ist, nicht so bleiben. Aussprache, Eröffnung, Selbstdarstellung, was kann es Innerlicheres, Unmittelbareres geben? Diese Unmittelbarkeit der Erschließung von Seele zu Seele, die müssen wir wieder gewinnen. Sie kann aber nur wiedergewonnen werden aus der lebendigen Zusammenarbeit. Da spricht alles, da spricht auch das Schweigen. An Mutter und Säugling lernt sich verstehen, was Sprache ist und vermag. Sprache ist ja nicht allein der Lufthauch, den die

Stimme hervorruft. Sie ist nicht erschöpft in dem, was für Grammatik und Wörterbuch erfaßlich ist. Zur Sprache gehört der ganze Rhythmus, in dem Seele und Seele im Gegen-einander schwingen und aus der Zweiheit, in die sie aus Einheitsgrund sich gespalten haben, zum Einheitsgrund wieder zusammengeh'n. Das Kind im frühesten Alter ist der beste Lehrmeister der Sprachkunde, weil es im lebendigen Sprachschaffen noch mitten inne steht, das dagegen auf weiterer Stufe, je höher hinauf, desto mehr, zu erlahmen pflegt. Jugend begreift das, jeder echte Künstler begreift es und jubelt auf, wenn nur dies Thema einmal angerührt wird, denn er empfindet sofort, was wir Kunst nennen, ist ja gar nichts andres als die ungehemmte Entfaltung dieser echten, unmittelbaren Seelensprache. Will sie etwas andres sein, so wird sie sofort Künstelei. Die Alten kannten gar nicht das, was uns „Kunst“ heißt. Techne, Ars, besagt ganz etwas andres: Herrschaft über die Mittel. Was wir „Kunst“ nennen, ist nichts als das Ringen zurück nach etwas, das sie unmittelbar und selbstverständlich hatten. Uns wird erst Kunst, was ihnen Natur war. So hatten die Alten auch keine „Geschichte“ in unserm Sinne, die dagegen uns zu unsrer Erziehung unentbehrlich ist. Ich verstehe aber Geschichte nicht als Einsargung, sondern als Wiedererweckung dessen zum Leben in uns, was ewiges Leben in sich trägt und nur darum wert und fähig ist uns wieder lebendig zu werden. Es ist auch Sprache; Sprache über die Jahrtausende hinweg. Nicht nur die Sonne Homers lächelt, seine Menschen leben und reden noch uns, oder es hätte keinen Sinn uns mit ihnen zu beschäftigen. Der Rückgang auf den Urgrund der Unmittelbarkeit, auf den Erdgrund, fordert auch das Zurückgreifen auf alles was je unmittelbar, ursprünglich aus dem gleichen Grunde hervorgesprossen ist, daß wir uns daran erholen und die Freude am eignen Wachsen stärken. Auch das ist Stärkung der Gemeinschaft des Wachstums, der „Bildung“, aus dem gemeinsamen Grunde der „Naivität“.

Lassen Sie mich endlich noch an das Letzte rühren, an

das Letztletzte: Religion. Nun, wo das ist, das ich soeben, nicht dargelegt, aber vielleicht ein wenig fühlen gemacht habe, da ist Religion. Da ist Offenbarung, ist Erlösung, ist Schöpfung, ist Gotteskindschaft, ist alles. Aber wer das hat, der mag davon nicht Worte machen, es will gelebt sein und nicht — man verzeihe das harte Wort — gepaukt. Es lebt, am tiefsten vielleicht, im Schweigen. Fragt die Quäker. Auch das aber fließt natürlich aus jenem Urgrund der Unmittelbarkeit, auf den alles hier Gesagte nur zurückführen wollte. Ich sprach von Ehrfurcht: Ehrfurcht vor der Arbeit und dem Arbeiter, Ehrfurcht vor der Jugend, vor dem Chaos, vor dem Embryo. Man hat darauf erwidert: Liebe, ja; aber Ehrfurcht, das sei zu viel verlangt. Muß ich also erst Goethe verteidigen, von dessen „drei Ehrfurchten“ doch eine die ist vor dem, was unter uns ist? „Ehrfurcht“, ein Wort unsrer Sprache, dem, soviel ich weiß, keine andre ein gleiches zur Seite zu stellen hat. Es weist in unüberbietbarer Inhaltsfülle hin auf die schließliche Koinzidenz des Letzten in der Höhe, dem die Ehre gebührt, und des Letzten in der Tiefe, das lediglich zu fürchten wäre, dürften wir nicht gewiß sein, auch es stammt aus der Höhe und strebt zu ihr zurück. In der Mitte zwischen beiden liegt die Liebe, die sich nicht unter- noch über-, sondern gleichordnet. So bleibt sie gewiß im Recht, aber nicht auf Kosten der Ehrfurcht. Wenn wir so in liebender Ehrfurcht, ehrfürchtiger Liebe wirken, dann wirken wir recht und wird dem Wirken der Erfolg nicht fehlen.

